

Spiritualität und Gemeindeaufbau

Korreferat beim Studientag der Kirchlichen Hochschule Bethel am

19.6.2004

Ich verstehe meine Einladung zum Studientag nach Bethel so, daß ich von meinen Arbeiten zum Gemeindeaufbau her andere Perspektiven hinzufügen soll, die manches noch einmal anders in den Blick bringen, als es etwa das Unternehmen eines „spirituellen Gemeindemanagements“ von Michael Herbst und ähnliche Unternehmen, wie sie sich in den Workshops vorstellen werden, sehen. Nun liegt mir aber keineswegs an künstlichen Gegensätzen oder gar an überflüssigem Streit, sondern am Gespräch über das, was uns durch die Bibel einerseits wie durch die missionarische Herausforderung der gegenwärtigen Situation andererseits für „Gemeindeaufbau und Gemeindeentwicklung“ nachzudenken und zu tun aufgegeben ist.

Die uralte und immer wieder neue Herausforderung für den Gemeindeaufbau liegt in Jesu Verheißung: „ICH will meine Gemeinde bauen“ (Mt 16,18). Wenn ER also das Subjekt des Geschehens ist, das im Neuen Testament „Oikodomé“ genannt wird, so stellt sich die Frage, ob und wie ER den Menschen an diesem Geschehen beteiligen will.

In der Person des Fischers Simon Petrus sollen sich nach dem Willen des Ersten Evangeliums alle wiedererkennen, denen Aufbau und Weiterentwicklung der christlichen Gemeinde am Herzen liegt. Simon Petrus wird von Jesus auf exemplarische Weise am Aufbau seiner Gemeinde beteiligt: „Du bist Petrus, auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Wie kommt es dazu, dass einem Fischer mit Namen Simon Ben Jona eine so große Ehre zuteil wird?

Er ist derjenige, der sich vom Gerede der Leute über Jesus abhebt und sich durch Jesu Frage „Ihr aber, wer bin ich denn für euch?“ zu dem Bekenntnis provozieren lässt: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“. „Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel“, entgegnet ihm Jesus und preist ihn selig, weil ihm etwas entfahren ist, was gar nicht aus ihm selbst kommt, sondern ihm von oben her eingegeben ist, so dass es aus ihm herausfahren muss, wie

wir es aus Situationen kennen, wo ein Wort aus uns herausfährt, die wir eigentlich gar nicht sagen wollten oder konnten, aber doch bekennen mussten. Genau das ist der Grund dafür, dass Simon, dieser einfältige Fischer, zu einem Fels ernannt, zum Petrus. Er wird mit einem Ehrennamen geschmückt, der zum Kristallisationspunkt für Gemeindeaufbau werden soll. So beginnt Jesus das Geschehen der Oikodomé: Er greift einen Einzelnen heraus und schmückt ihn mit einem Ehrennamen, der für ihn und den Bau der Gemeinde noch erhebliche Folgen haben soll. So geht auch das Geschehen von Oikodomé im Neuen Testament weiter, dass es immer wieder Ernennungen sind, die im Aufbau der christlichen Gemeinde eine entscheidende Bedeutung bekommen sollen: „Der Tempel Gottes – das seid ihr“ (1 Kor 3,17); „Ihr seid der Leib Christi“ (1 Kor 12,27); „Ihr seid Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“ (Eph 2,19); „Ihr seid das königliche Priestertum, das auserwählte Geschlecht, Volk von Gottes Eigentum“ (1 Petr 2,9); „Ihr seid das Salz der Erde“ oder „Ihr seid das Licht der Welt“ (Mt 5,13) usw. Immer wieder sind es diese eigentümlichen Bilder, die zu Bausteinen für das Geschehen der Oikodomé werden, Metaphern, die eine metaphora, eine Übertragung in das geistliche Geschehen von Oikodome in Bewegung bringen. Das hat mich zu dem Satz gebracht: Gemeindeaufbau heißt, eine Gemeinde, die nicht mehr im Bilde ist, wieder ins Bild zu setzen, und zwar in das Bild, das Christus sich von ihr macht, damit sie sich in fremden, neuen Kleidern schmücken kann, wie es der Graf Zinzendorf so schön gedichtet hat: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit werde ich vor Gott bestehen, wenn ich zum Himmel wird' eingehen“. Zinzendorf war ein sprachlicher Meister solcher Bilder, in die er die Gemeinde von Herrnhut gesetzt hat, damit sie sich zur Brüdergemeinde bilde¹.

¹ Vgl. Ch.Möller, Lehre vom Gemeindeaufbau, Bd.2, Göttingen 1990, 37ff. und 185ff.

Das Petrusamt in der römischen Kirche

Die berühmteste und machtvollste Auslegung, die die Petrusverheißung aus Mt 16,18 gefunden hat, dürften jene goldenen Buchstaben sein, die am Petersdom in Rom angeheftet sind: „TU ES PETRUS ET SUPER HANC PETRAM AEDIFICABO MEAM ECCLESIAM“. Die Ernennung des Petrus als Ermächtigung des Papstes zum Stellvertreter Christi – so hat sich Kirche gebaut und Gemeinde gebildet, von der obersten Spitze in Rom bis zu den untersten und entferntesten Ortsgemeinden der Katholischen Kirche. Nicht umsonst hat sich der Streit zwischen der Reformation und Rom besonders auf die Auslegung dieser Bibelstelle zugespitzt, mit der die römische Kirche das Petrusamt für sich beansprucht hat, während Luther² das Petruswort streng auf Christus bezog: Christus ist der Felsen der Kirche, nicht der Papst, wie es ja auch Paulus in 1 Kor 3,11 klipp und klar zum Ausdruck bringt: „Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“

Den Protest der Ostkirche gegenüber dem petrinischen Machtanspruch der römischen Kirche hat wohl am schärfsten Fjodor Dostojewskij in seiner Legende vom Großinquisitor zum Ausdruck gebracht, die Ivan seinem Bruder Aljoscha in den „Brüdern Karamasov“ erzählt: Christus sei eines Tages wieder auf die Erde gekommen, nun aber mitten unter das arme Volk Spaniens zur Zeit der Inquisition. Das Volk habe ihn erkannt und umringt, sich zu ihm gedrängt und um seine heilende Kraft gebeten. Dann aber sei der Großinquisitor gekommen, habe Christus gefangen nehmen lassen und ihm in einer langen nächtlichen Rede im Gefängnis klar gemacht, dass er überflüssig sei, denn die Kirche habe seine Sache besser weitergeführt, als er das je könne: „Bei uns werden alle glücklich sein, und sie werden sich weder empören noch sich gegenseitig vernichten, wie sie es in deiner Freiheit allerorten tun. O, wir werden sie überzeugen, dass sie erst dann frei sein werden, wenn sie sich von ihrer Freiheit

² M.Luther, Ein christlicher Sermon von der Gewalt S.Peters (Mt 16,13ff.) am 29.6.1522, WA 10 III, 208-216.

unsrethalben lossagen und sich uns unterwerfen“³. Petrus hat sich an die Stelle Christi gesetzt, ist nicht nur sein Stellvertreter geworden, sondern hat ihn überflüssig gemacht, so dass Christus zu verschwinden hat, weil er mit seiner Freiheit nur gefährlich wäre für eine Kirche, die alles fest im Griff hat.

Ist nicht diese ebenso grandiose wie furchtbare Vision Dostojewskijs schon in der Petrusgeschichte selbst angelegt? Vier Verse nach dem Bericht von der Ernennung des Simon zum Petrus heißt es im selben Kapitel, gleich nach der ersten Leidensweissagung Jesu: „Und Petrus nahm Jesus zu sich, fuhr ihn an und sprach: Herr, schone dein selbst; das widerfahre dir nur nicht! Aber Jesus wandte sich um und sprach zu Petrus: Hebe dich, Satan, von mir! Du bist mir ärgerlich; denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist“ (Mt 16,22f). Ach, Petrus meint es so gut und wird doch ein „Satan“ genannt, weil er das Geschehen der Oikodomé, den Bau der christlichen Gemeinde, in seine eigene Regie nehmen will. Da passt das Leiden Jesu nicht mehr hinein. Nun redet er nicht mehr, was göttlich ist und ihm der himmlische Vater eingegeben hat, sondern was menschlich ist, weil es ihm Fleisch und Blut eingegeben haben. Diese Gespaltenheit bleibt für Petrus typisch und macht ihn einerseits zum Verleugner Jesu, der bitterlich weint, und andererseits zum Nachfolger, der die Vergebung des Auferstandenen erfährt: „ Simon Petrus, hast du mich lieb? Weide meine Lämmer...“ (Joh 21). Jesus gibt dem Petrus seine Sünde so, dass er daran zum Apostel wachsen kann, in dem doch immer wieder die Eigenmächtigkeit der Sünde ausbricht, z.B. wenn er nach dem Bericht von Apg 10 sich gegen den Befehl seines Herrn sträubt, als Jude einen Heiden aufsuchen zu müssen. Durch Petrus geht ein eigentümlicher Riss: Solange er auf seinen Herrn blickt und sich von ihm bestimmen lässt, kann er sogar über die Tiefen des Meeres hinweg laufen; sobald er aber von seinem Herrn wegblickt und auf die großen Wellen schaut, droht er an sich selbst und seinem Kleinmut zu ersaufen(Mt 14,22ff.). Ich habe

³ F. Dostojewski, Die Brüder Karamasoff, München 1999 (29. Auflg.), 42of.

in meinem neuen Buch über „Impulse reformatorischer Spiritualität“ diesen Riss einen „heilsamen Riss“⁴ genannt, der den Petrus bleibend auf seinen Herrn angewiesen macht. Ich sehe in diesem heilsamen Riss die Bedingung der Möglichkeit dafür, dass immer wieder neuer, fremder Geist einströmen kann, so dass Simon zu einem Petrus, zu einem Felsen für den Bau der Gemeinde wird, was er jedoch aus eigener Kraft nicht sein kann.

Kirche - Behörde oder Unternehmen?

Nun habe ich in der römischen Kirche und ihrem Anspruch auf das Petrusamt ein Beispiel dafür geschildert, wie der heilsame Riss in Petrus verkleistert werden kann, so dass nur noch ein mächtiges Papstamt zurückbleibt. Bekanntlich zeigt aber mit drei Fingern auf sich selbst, wer mit einem Finger auf andere zeigt. Deshalb müssen wir uns nun unserer eigenen protestantischen Kirche zuwenden, die sich schon in der Reformationszeit einem Bündnis von Thron und Altar zuwandte, weil sie im Landesfürsten Schutz vor der übermächtigen Herrschaft von Papst und Kaiser suchte. Als dieses Bündnis nach dem ersten Weltkrieg 1918 zerbrach, ließ sich die protestantische Kirche ebenso wie die römische Kirche mit stattlichen Privilegien ausstatten, unter denen der staatliche Kirchensteuereinzug an vorderster Stelle steht. Entscheidend für meine Mitgliedschaft in der Kirche ist nun, ob ich auf den Namen Jesu getauft bin und ob ich Kirchensteuern zahle. Zahle ich nicht, dann ruht meine Kirchenmitgliedschaft, und meine Taufe spielt keine Rolle mehr. Mk 16,16 lässt sich nun so lesen: „Wer da getauft wird und Kirchensteuern zahlt, wird selig werden; wer aber nicht Kirchensteuern zahlt, wird verdammt werden.“⁵ Auf diese Weise wird aus der Kirche in Verbindung mit dem Staat eine Kirchensteuerbehörde und eine Körperschaft öffentlichen Rechts. In ihr sind Beamte und Angestellte tätig, die dafür sorgen, dass

⁴ Ch.Möller, Der heilsame Riss. Impulse reformatorischer Spiritualität, Stuttgart 2003.

⁵ Nicht die Kirchensteuer als solche greife ich an, denn ich kann in ihr, wie der weitere Verlauf meines Referates zeigen wird, eine begrenzte Gestalt der Nächstenliebe sehen. Es geht mir vielmehr um die juristische Fixiertheit der Kirche auf diese Art der Steuer, was zu einer gleichzeitigen Ausblendung oder zumindest Überblendung der Taufe als eigentlichem Grund der Mitgliedschaft führt.

alles seinen geordneten Weg geht. Eben diese Kirche sehen wir heute an allen Ecken und Enden bröckeln und bröseln. Ich sehe den tiefsten Grund dieses Zerbröckelns und Zerbröselns im Sinne von Mt 16,18 darin, dass Petrus seinen heilsamen Riss gleichsam behördenmäßig verkleistert und abgesichert hat, so dass ihn Jesus für den Bau seiner Gemeinde nicht mehr brauchen kann. Deshalb bin ich auch mit Michael Herbst einig in der Forderung, dass es nicht ausreicht, Kirche wie eine Behörde zu verwalten⁶. Ob nun freilich als Alternative ausreicht, Kirche wie ein Unternehmen zu führen, ist mir noch fraglich. Dabei will ich die unternehmerische Seite der Kirche gar nicht unterschlagen, sondern zunächst nur die doppelte Natur im Wesen der Kirche mit Dietrich Bonhoeffer in Erinnerung rufen.

In Bonhoeffers⁷ Aufsatz von 1932 „Was ist Kirche?“ heißt es:

„Was Kirche ist, lässt sich nur sagen, wenn man zugleich sagt, was sie vom Menschen her ist und was sie von Gott her ist. Beides gehört unlöslich zusammen. In dieser Doppelheit besteht ihr Wesen. Also nicht, was Kirche sein soll, und das heißt doch so viel als was wir heute aus der Kirche machen sollen, sondern was sie, so wie sie nun einmal ist, ist, darauf kommt es an.“

Und dann führt Bonhoeffer diese doppelte Natur der Kirche in mehrfacher Hinsicht aus: Kirche sei Gegenwart Gottes in der Welt ebenso, wie sie auch eine Vereinigung religiös veranlagter, interessierter und merkwürdigerweise ihrer Religiosität gern in dieser Gestalt der Kirche betätigender Menschen sei. Die Luft sei in diesem Verein ziemlich verbraucht und der Horizont recht eng. Es scheint hier nicht viel vorzugehen. Im Kino geschehe mehr, da sei es wirklich interessanter. Aber, so fährt Bonhoeffer dann fort, indem er wieder die andere Natur der Kirche zur Sprache bringt: „Die Kirche ist Gemeinschaft, die Gemeinde der Heiligen, der von Gott aus dem Alleinsein Befreiten, einer dem anderen gehörend, sich gebend, sich verantwortlich wissend.“ So geht das fort und fort mit dieser Aufzählung der göttlichen und der menschlichen Natur der

⁶ M. Herbst, Kirche wie eine Behörde verwalten oder wie ein Unternehmen führen? Zur Theologie des Spirituellen Gemeindemanagements, in: H.J. Abromeit, Spirituelles Gemeindemanagement, Göttingen 2001, 82ff.

⁷ Ges. Schriften III, München 1960, 286-291

Kirche. Natürlich gehört auch die Kirche als Unternehmen dazu, aber das ist eben nur ihre eine Seite, ihre weltliche Natur, während die andere Seite sofort dazu genannt werden muss: Gabe Gottes, Gemeinschaft der Heiligen. Aus diesen Überlegungen zieht Bonhoeffer den Schluss:

„Kirche ist immer beides zugleich; wer nur eines von beiden sieht, sieht nicht die ‚Kirche‘. Kirche wäre ein viel handlicherer Begriff im Gebrauch des Verächters wie des Verteidigers, dürfte man immer nur eine ihrer beiden Seinsarten nennen. In ihrer eigentümlichen Doppelheit aber entzieht sie sich jeweils dem Zugriff des Feindes wie des Freundes.“

Das also ist von Bonhoeffer her die Frage, ob man nicht zu falschen Schlüssen über die Kirche kommen muss, wenn man sie **nur** wie ein Unternehmen behandelt, das geplant, operationalisiert, abgezählt, kontrolliert und gemanagt wird, ohne dass dabei sofort die andere Seite der Kirche, ihre göttliche Natur, immer mit im Blick ist. Natürlich lässt sich die Kirche in dieser einseitigen Sicht als Unternehmen viel leichter handhaben, während sie sich in ihrer zweifachen Sicht vom Menschen und von Gott her solchen menschlichen Verfügungen immer wieder entzieht.

Wie das etwa praktisch aussehen kann, dass sich die Kirche den menschlichen Verfügungen entzieht, musste der Kirchenkreis der evangelischen Gemeinden Kölns 1992 am eigenen Leibe erfahren: Für 2,8 Millionen DM wurde eine Werbeagentur engagiert, um eine Öffentlichkeitskampagne zu inszenieren und eine Marketing-Strategie in Gang zu setzen. Auf Plakaten wurde z.B. eine leere Kirche gezeigt, in der nur eine einzige ältere Frau saß. Am Altar war in großen Lettern der Spruch angeheftet: „Am Anfang war das Wort“; darunter stand: „Wir haben es nicht gehalten“. Und ganz unten die Parole: „Evangelische Kirche – misch dich ein!“ Mit solchen und ähnlich reißerischen Plakaten wollte die Evangelische Kirche in Köln wieder ins Gespräch auf den pluralistischen Markt der tausend Werbeslogans kommen. Die Bilanz dieses kirchlichen Werbefeldzugs fasste „Der Spiegel“ 1994 knapp und vernichtend zusammen: „Echo enorm, Ziel verfehlt“. Einerseits habe der Chef der

Werbeagentur seinem Kunden Kirche vorgeworfen, sie sei nicht beratungsfähig, da sie sämtliche Impulse zur Veränderung einer nicht hinreichend lernfähigen Organisation absorbiert habe. Andererseits hielten viele Gemeinden mit ihren Pfarrern die Kampagne im Ansatz schon für verfehlt, da sie ein Bild von Kirche vorspiegle, das es so in den Kirchengemeinden überhaupt nicht gebe. Am Ende war der Kölner Stadtkirchenverband zwar um eine Erfahrung reicher, aber um 2,8 Millionen DM ärmer. Im Kern redeten sie aneinander vorbei, die Werbeagentur und die Kirchengemeinden, denn die Werbeagentur sah die Kirchengemeinden nach den Gesetzen eines Unternehmens an, das auf dem Markt gut zu platzieren sei. Dabei aber entstand notwendig ein Bild von Kirche, in dem sich die Kirchengemeinden mit ihrer Sicht von Kirche nicht mehr wieder finden konnten und sich gegen das Zerrbild von Kirche, das die Werbeagentur entworfen hatte, leidenschaftlich sperrten.

Wohlgemerkt, es geht mir nicht darum, Marketing-Strategien oder unternehmerische Initiative als solche zu diskreditieren. Billige Kapitalismus-Kritik ist nicht meine Sache. Es geht mir darum, mit Dietrich Bonhoeffer jene johanneische Dialektik praktisch-theologisch in den Blick zu bringen, dass die Kirche immer mitten in der Welt ist und dennoch nicht von der Welt ist. Die evangelische Kirche in der DDR konkretisierte diese Dialektik so: „Wir sind Kirche mitten im Sozialismus, aber nicht Kirche vom Sozialismus.“ Einige der Kirchenvertreter, die diese Formel vertraten und praktizierten, gaben freilich nach der Wende selbstkritisch zu bedenken, ob sich nicht die evangelische Kirche in der DDR doch allzu sehr den Spielregeln des Sozialismus ausgeliefert habe, und das um den Preis, dass ihre andere Seite, nicht von dieser Welt zu sein, verblasste oder gar auf der Strecke blieb.

Noch viel problematischer wurde es im Dritten Reich, als die Glaubensbewegung, die sich „Deutsche Christen“ nannte, Bruno Gutmanns Begriff vom „Gemeindeaufbau“ zu ihrer volksmissionarischen

Parole erhob, um das Evangelium von Jesus Christus den deutschen Volksgenossen mit artgemäßen Methoden nahe zu bringen. Der Kurzschluss, dem sie aufsaßen, bestand darin, dass sie den Inhalt, das Evangelium, durch ihre Methoden diskreditierten. Die Bekennende Kirche machte das in ihrer theologischen „Erklärung von Barmen“ mit der dritten These deutlich, in deren Verwerfungssatz es heißt:

„Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugung überlassen.“

Es besteht stets ein wechselseitiges Verhältnis zwischen dem Inhalt und den Methoden, zwischen der Wahrheit und den Wegen, wie sie übermittelt wird. Eins beeinflusst das andere, wobei das Gefälle heißen muss: „Von der Wahrheit zu den Methoden!“ Natürlich braucht auch die Wahrheit des Evangeliums ihre Methoden, aber eben **ihre** Methoden, die dieser Wahrheit dienen. Deshalb forderte Martin Luther, dass alle Methoden erst einmal zu Bade geführt, getauft und gereinigt werden müssen, ehe sie dem Evangelium dienstbar gemacht werden können, und das bedeutete z.B. im Blick auf den für das gesamte Mittelalter verbindlichen Methodenkanon des Aristoteles, dass dieser Kanon zerbrochen werden musste, wenn die Rechtfertigung des Gottlosen wieder ans Licht kommen sollte, weil von Aristoteles her ein Menschenbild ausging, das auf die Formel gebracht werden kann: Der Mensch ist das, was er leistet, während Luther bei Paulus lernte: Der Mensch ist das, was ihm geschenkt wird von Gott⁸.

⁸ M.Herbst scheint mir weder mit Luthers Forderung nach „Reinigung der Begriffe“ noch mit R.Bohrens Gedanken der „theonomen Reziprozität“(aaO 95 und 1o4ff.) radikal und selbstkritisch genug umzugehen: „Der Geist liebt die Zusammenarbeit mit allen Gaben, die Gott uns anvertraut hat und die wir im Glauben und in der Liebe für ihn wiederum einsetzen. Dazu gehört zielgerichtetes und planmäßiges Arbeiten“(ebd.96f.). Genau so hätten auch die Deutschen Christen ihr „missionarisches“ Vorgehen rechtfertigen können. Von M.Luther und R. Bohren ist zu lernen, daß der Heilige Geist keine religiöse Überhöhung oder Sanktionierung der Methoden ist, die ganz andere Geister des Gewinnstrebens und der Selbstdurchsetzung mit sich bringen, sondern deren GERICHT! Wer mit seinen Methoden schon weiss, wohin er will, lässt sich vom Heiligen Geist nicht mehr in dessen Richtung führen, sondern braucht nur die Berufung auf den Heiligen Geist zur religiösen Instrumentalisierung seiner eigenen Pläne und Ziele.

Wie gefährlich es werden kann, wenn Inhalt und Methode beim Aufbau der Gemeinde auseinander fallen, musste schon Petrus nach dem Bericht der Apostelgeschichte lernen, als er es mit Simon Magus zu tun bekam. Das war offenbar ein cleverer Geschäftsmann, der die Apostel dabei beobachtete, wie sie den Leuten von Samarien die Hände auflegten, so dass sie den Geist empfangen. Das wollte nun Simon Magus auch können, und er bot den Aposteln Geld an, damit er diese Methode beherrsche: „Gebt auch mir die Macht, damit jeder, dem ich die Hände auflege, den Heiligen Geist empfangen.“ Das aber bringt Petrus nun wirklich zur Raserei, so dass er ihn anfährt: „Dass du verdammt werdest mitsamt deinem Geld, weil du meinst, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt. Du hast weder Anteil noch Anrecht an dieser Sache; denn dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott“ (Apg 8,18f). Simon Magus weiß es offenbar gar nicht anders, als dass man unternehmerisch tätig sein muss und dafür die besten Methoden gebrauchen kann. Dafür zahlt er sogar gern. Doch er ahnt nicht, was er sich für einen Fluch einhandelt, wenn er die Macht des Heiligen Geistes für sein Unternehmen dienstbar zu machen sucht. Die Frage ist, ob ökonomische Methoden als solche schon auf den Holz- und Fluchweg des Simon Magus führen, oder ob sie auch in einem größeren Horizont von Kirche als *Sanctorum Communio* für die *Oikodomé* der christlichen Gemeinde sinnvoll gebraucht werden können.

Ökonomie der Geheimnisse Gottes

Dieser größere Horizont von Kirche kommt in den Blick, wenn wir bekennen: „Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige, christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen.“ Während mir die Begriffe „Behörde“ und „Unternehmen“ zum Verstehen und zum Umgang mit der Kirche zu eng und zu einseitig sind, plädiere ich dafür, über Gemeindeaufbau und Gemeindeentwicklung im Horizont des dritten Glaubensartikels nachzudenken, um die Kirche als die Gemeinschaft der Heiligen in den Blick zu bekommen.

Sind damit ökonomische Überlegungen ausgeschlossen? Darf jetzt nur noch vom Heiligen Geist die Rede sein? Wie töricht das wäre, können wir schon beim Apostel Paulus sehen, der die Gemeinde in Korinth als die „Geheiligten in Christo Jesu, als die berufenen Heiligen“ ansprechen kann und zugleich sein Selbstverständnis im Verhältnis zu dieser Gemeinde ganz ökonomisch ausdrücken kann als „Ökonom der Geheimnisse Gottes“ (1 Kor 4,1).

Wie geht man ökonomisch mit den Geheimnissen Gottes um? Bei Paulus ist dazu eine Menge zu lernen, zumal im Blick auf den ökonomischen Umgang mit Gaben! Darauf zielt ja die Gemeinschaft der Heiligen, wie Frage 55 des Heidelberger Katechismus so schön ausführt, „dass ein jeder seine Gaben zu Nutz und Heil der anderen Glieder willig und mit Freuden anzulegen sich schuldig wissen soll“.

a) Der ökonomische Gabentest

Freilich, Fähigkeiten und Fertigkeiten sind bei Paulus noch lange keine Gaben. Er spricht von Charismen und meint Gnadengaben, die wir immer nur so haben, dass wir sie als geschenkte Gaben haben. Wir sagen im Deutschen nichts Gutes von einem Menschen, wenn es von ihm heißt: „Der ist zu allem fähig!“ Fähig waren auch die Glossolalen von Korinth, aber in der Charismenliste von 1.Kor.12 rückten sie ganz ans Ende und in der parallelen Charismenliste von Röm 12 fallen sie ganz heraus. Fähig sind auch die „Überapostel“, wie Paulus in 2 Kor 11 seine Gegner nennt, aber noch lange nicht für die Oikodomé der christlichen Gemeinde begabt. Der Gabentest, den Paulus der Gemeinde in Korinth zumutet, ist durchaus kritisch, wenn er alles in 1 Kor 13 am Maßstab der Liebe ausrichtet. Nun mag einer große rhetorische Fähigkeiten haben, so sieht er dennoch mies in der Gemeinschaft der Heiligen aus, weil hier nur das Wort zählt, das zur Oikodomé dient, weil es notwendig ist und angenehm zu hören (Eph 4,29). So ökonomisch gilt es, den Gabentest in der Gemeinschaft der Heiligen durchzuführen, dass das Kriterium lautet: „Alles geschehe zur Oikodomé der Gemeinde!“ (1.Kor.14,24)

b) ökonomischer Gebrauch der Taufe

Kann man auch mit der Taufe als einem Mysterium Gottes ökonomisch umgehen? In der Tat bin ich der Überzeugung, dass mit dem Pfund der Taufe heute viel zu wenig gewuchert wird, indem Menschen, die aus der Kirche ausgetreten sind, einfach abgeschrieben und wie Nichtkirchenmitglieder behandelt werden, obwohl sie doch getauft sind und sich von ihrer Taufe als einem unverbrüchlichen Siegel nicht lösen können. Als im Jahre 1988 der tausendste Taufstag Russlands von der orthodoxen Kirche gefeiert wurde, fiel der Satz eines orthodoxen Priesters: „Russland ist getauft. Dahinter geht Gott nicht mehr zurück.“ Diesen Satz muss man im Ohr behalten, wenn man die missionarische Kraft verstehen will, mit der die orthodoxe Kirche seit dem Zusammenbruch des Kommunismus in Russland wirkt, indem sie die Menschen einlädt, zu ihrer Taufe zurückzukehren oder allererst sich neu taufen zu lassen⁹. Wenn von ökonomischen Überlegungen die Rede sein soll, so glaube ich, dass es auch für die evangelische Kirche in Deutschland sich ökonomisch auszahlen würde, die Menschen nicht zuerst an ihrer Kirchensteuerfähigkeit festzumachen, sondern sie auf ihre Taufe anzusprechen¹⁰. Das würde die Kirche natürlich auch zu einer missionarischen Kirche machen, wie ja auch Jesu Missionsbefehl zugleich ein Taufbefehl ist.

c) ökonomischer Umgang mit dem Abendmahl

⁹ Demgegenüber ist auffällig, daß in dem viel zitierten Referat von E. Jüngel vor der EKD über „Reden von Gott in der Welt. Der missionarische Auftrag der Kircher an der Schwelle zum 3. Jahrtausend“ (epd-dokumentation 49/1999) der Taufbefehl als Bestandteil des Missionsbefehls in Mt 28,19f. (ebenso wie im Referat von J.Zimmermann) wegfällt. Dadurch wird Jesu Missionsbefehl kraftlos, denn das „Jünger-machen“ hat es bei Jesus mit Taufen und Lehren zu tun. Eine in Jesu Namen taufende Kirche wird erst wahrhaft zu einer missionarischen Kirche, weil sie mit dem Taufen zugleich die missionarische Verantwortung übernimmt, die von ihr Getauften immer wieder zum recursus ad baptismum einzuladen und in diesem Sinn zu evangelisieren.

¹⁰ Praktisch könnte das etwa heißen, einer jungen Familie in ihrer Aufbauphase die Kirchensteuern zu erlassen und sie erst später als Besser-Verdienende wieder auf ihre steuerliche Mitverantwortung für die Kirche anzusprechen. Wer einmal anfängt, die Mitglieder der Kirche von ihrer Taufe her als Mitglieder zu sehen und anzusprechen, dem fallen viele weitere Möglichkeiten für einen anderen Umgang mit der Kirchensteuer ein, die sich am Ende auch ökonomisch auszahlen dürften.

Im Blick auf die Ökonomie des Abendmahls bewegen mich andere Fragen, etwa solche: Ist nicht das Abendmahl in der evangelischen Kirche allzu billig geworden, wenn es als Gemeinschafts- und Feiernmahl mit der Devise gefeiert wird: „Heiter von der Leiter und locker vom Hocker!“? Trifft dann nicht Bonhoeffers berühmtes Wort von der „billigen Gnade“ zu, in die sich das Abendmahl mehr und mehr verwandelt hat, seit es von jeder Form der Abendmahlsvorbereitung in Gestalt einer Beichte abgelöst wurde? Braucht nicht die evangelische Abendmahlsfeier wieder so etwas wie festliche Würde, die sich dann sofort einstellen würde, wenn die Menschen in diesem Zusammenhang befreiend wieder auf ihre Sünde angesprochen würden, die sie an den Tisch dessen mitbringen dürfen, der Sünde vergeben will und kann: „Ist dies dein aufrichtiges Bekenntnis deiner Swünden und begehrt du Vergebung deiner Sünden um Christi willen, so antworte: Ja“?

d) Ökonomischer und unökonomischer Umgang mit Zahlen

Kann man auch unökonomisch mit den Geheimnissen Gottes umgehen? Und ob man das kann! Das klassische Beispiel ist der König David, der nach dem Bericht von 2.Sam 24 eines Tages auf die Idee kommt, seinen Feldherrn Joab mit vielen Mannen hinauszuschicken, um abzählen zu lassen, wie viel wehrfähige Männer es in Israel und in Juda gibt. Joab versucht zwar noch, seinen König zu bremsen, weil er ahnt, was für Unheil dadurch entsteht, aber David ist nicht mehr zu bremsen, weil ihn der Zählteufel und der Machtdämon im Griff haben. Also ziehen Joab und seine Mannen los und bringen nach neun Monaten die fertigen Zahl zu David zurück: 800.000 Männer in Israel, 500.000 in Juda. Als dieses gewaltige Zahlenwerk vor David steht, beginnt ihm endlich das Gewissen zu schlagen, so dass er vor dem Herrn, seinem Gott niederfällt und ruft: „Ich habe schwer gesündigt, dass ich das getan habe“ (2 Sam 24,10). Was hat denn David falsch gemacht? Ist es nicht ökonomisch, für den Kriegsfall einmal die Zahl der wehrfähigen Männer feststellen zu lassen. Solange es um reine Ökonomie geht, mag das vernünftig sein. Aber es geht ja um das heilige Volk Gottes, von dem gilt: „Es kennt der Herr die

Seinen...“. David aber soll in Gottes Geheimnisse nicht eingreifen, und er weiß das sehr genau. Deshalb schlägt ihm auch sein Gewissen, und er bekennt vor Gott seine Sünde. Aber es ist zu spät. Der Prophet Gad muss den Spruch des Herrn über David ergehen lassen und es kommt über ihn und ganz Israel die Pestilenz. Das ganze Zahlenwerk kommt also wieder durcheinander und die scheinbar Ökonomie des David erweist sich nicht bloß als unökonomisch, sondern als Fluch für sein Volk.

Mir ist diese Geschichte ein Lehrbeispiel dafür, wie behutsam und selbstkritisch es im Blick auf das Volk Gottes mit Zahlen und Statistiken umzugehen gilt, weil sie in das Geheimnis Gottes eingreifen und die menschliche Natur der Kirche von ihrer göttlichen Seite abtrennen, was allemal zu einem Fluch führt.

Als positives Gegenbeispiel zu David möchte ich einen Pfarrer aus den neuen Bundesländern anführen, über den mir sein Nachbarkollege folgendes geschrieben hat:

„Seit drei Jahren habe ich in der Nachbarschaft einen fleißigen jungen Amtsbruder. An den Ortseingängen von Seyda ist unter dem Piktogramm der Kirche zu lesen: sonntags 10 Uhr, werktags 7 Uhr. In der Tat sitzt er werktags morgens um 7 Uhr in der Kirche, um dort seine Andacht zu halten. Aber es kommen immer wieder Leute dazu. Und anschließend bleibt das Gotteshaus auf. Im vergangenen Jahr gab es dort 101 Kircheneintritte.“

Diesen Pfarrer von Seyda, der mir mit Namen gar nicht bekannt ist, nenne ich einen „Ökonomen der Geheimnisse Gottes“, weil er mit seiner Gemeinde wahrhaft ökonomisch umgeht. Er betet nicht nur **für** seine Gemeinde, sondern auch **mit** seiner Gemeinde und lässt alle daran öffentlich teilhaben, dass sie jeden Morgen um 7 Uhr kommen können, wenn sie wollen. Wenn sie nicht wollen, wird eben für sie mitgebetet. Und wer gerne tagsüber in die Kirche kommen will, findet das Gotteshaus offen und kann dort beten, wenn er will, muss aber nicht.

Die Zahl der 101 Kircheneintritte sehe ich als Frucht des Heiligen Geistes an, um den in Seyda regelmäßig gebetet wird. Ähnlich ist es mit den Zahlen in der Apostelgeschichte, dass sie sich gerade dann einstellen, wenn der Heilige Geist wirken darf und fleißige Mithelfer hat, die aber nicht so töricht sind wie David, dass sie in die Geheimnisse des Heiligen Geistes eingreifen oder ihm gar vorschreiben wollen, wie viel Kircheneintritte es in diesem oder im nächsten Jahr geben soll usw. Schleicht sich dieses zielorientierte Denken in die Kirche ein, so zieht der Heilige Geist zur Hintertür aus und lässt eine Gemeinde in ihren Zahlen und Zielen erstarren. Für so eine eigenmächtige Gemeinde wird der Heilige Geist zum Gericht!

Gemeindeaufbau als gottesdienstliches Ereignis oder als zielgerichtetes Programm

Ein westfälischer Diakoniestudent schrieb über den missionarischen Gemeindeaufbau in seiner Heimatgemeinde folgende Erfahrung:

„In der Kirchengemeinde H. war und ist die Mitte des Gemeindeaufbaus der Gottesdienst. Vor jedem Gottesdienst trafen sich Laien und Hauptamtliche zum Gebet. Es gab vier Gottesdienste in der Woche, so dass jedes Gemeindeglied an wenigstens einem Gottesdienst teilnehmen konnte, auch wenn es beruflich z.B. durch Wechselschicht, etwa vormittags, verhindert war. Dann kam das Besuchsdienstprogramm von James Kennedy in unsere Gemeinde. Jetzt, aus einer gewissen Distanz heraus, muss ich sagen, dass das Vertrauen auf das Wirken Gottes im Gottesdienst fast völlig verloren ging. Man pries nur noch dieses Programm und verfiel in einen Arbeitswahn. Das Gebet vor den Gottesdiensten fiel weg und viele andere gemütliche Dinge in der Gemeinde verwandelten sich in hektische Betriebsamkeit. Man versuchte, Gemeinde noch größer und noch schöner zu bauen, als sie schon war. Immerhin kamen Sonntag für Sonntag ja 500 bis 600 Gottesdienstbesucher und während der Woche gab es viele Aktivitäten ohne Stress. Nun aber wurde Gott zwar immer noch als der Wirkende vorgegeben. Er konnte aber gar nicht mehr zum Zuge kommen.“

Diese Kirchengemeinde hatte offenbar bereits einen missionarischen Gemeindeaufbau, der vom Gottesdienst her und auf den Gottesdienst hin sich durch die ganze Woche hindurch ereignete und immer mehr

Menschen in sich einbezog, die mit Hilfe des Gottesdienstes und mancher anderer daran sich anschließender Aktivitäten den Weg zur Gemeinde fanden¹¹. In dem Moment aber, als ein Besuchsdienstprogramm strategisch in die Gemeinde eingebracht wurde, war es mit der Gemütlichkeit¹² vorbei, weil offenbar alles jetzt in einen Arbeitswahn verfiel und nur noch dieses Programm pries. Sie waren Sklaven eines Programms geworden, mussten die Schritte gehen, die programmiert waren, und es breitete sich mehr und mehr eine hektische Betriebsamkeit aus. Nahm man sich vorher Zeit zum Gebet vor den Gottesdiensten, so fiel das jetzt weg. Was jetzt noch passierte, musste Teil jener Strategie sein. Natürlich stand das auch jetzt noch, zumindest rhetorisch, unter dem Vorzeichen von Gottes Wirksamkeit, seiner Allmacht und seiner Größe, und es wurde sicherlich auf andere Weise viel gebetet. In Wahrheit aber, so beobachtet jener Student den Wechsel von einer gemütlichen, unverplanten, ereignishaften, zu einer strategisch programmierten Gemeindeaufbauphase: „Gott konnte gar nicht mehr zum Zuge kommen“, weil er jetzt Teil eines Programms war, in dem ihm vorgeschrieben wurde, wie er zu wirken haben.

¹¹ Wer diesen Gemeindeaufbau vom Gottesdienst her und auf den Gottesdienst hin auch ein „Programm“ nennen möchte, mag es tun, denn mir liegt nicht am Streit um Worte, sondern an der Überwindung eines Denkens, das dem Heiligen Geist vorschreiben will, wie er zu wirken habe. Vgl. M.Herbst, Spiritualität, Gemeindeaufbau und Marketing. Worum geht es im spirituellen Gemeincedemanagement?, in: ders.(Hg.), Spirituelle Aufbrüche.Perspektiven evangelischer Glaubenspraxis.Festschrift für Manfred Seitz zum 75. Geburtstag, Göttingen 2003, 178ff.: „Ziele im Gemeindeaufbau sind Gebetsanliegen, sie führen in anhaltendes, erwartungsvolles Beten und stellen nicht den homo faber auf das Podest.“(ebd.197) Wird nicht Gott zu einem Gebetsautomat instrumentalisiert, wenn oben die Ziele hineingesteckt werden, die sich Menschen für den Gemeindeaufbau ausgedacht haben, damit Gott diese Ziele dann –bitte schön!- erfülle? Was ist aber, wenn der Heilige Geist ganz andere Ziele für die Gemeinde hat, als diese sich mit ihren Programmen vornimmt und Gott vorschreibt?

¹² Das Wort „gemütlich“, das jener Student verwendet, zeigt eine Dimension der Gemeindegemeinschaft an, die die Alternative von dilettantischem oder professionellem Arbeiten überholt und aufbricht: Wurstedt der Dilettant im Gemeindeaufbau herum, sodaß sich alles nur im Kreise dreht, so weiß der professionelle Manager zwar Bescheid, wie es zu gehen hat, aber seine Zielstrebigkeit breitet eher Arbeitshektik aus, während es bei den „Amateuren“ im Unterschied zum Profi „gemütlich“, phantasievoll und liebevoll, aber nicht dilettantisch zugeht, sind Amateure doch „Liebhaber“ des Evangeliums im Priestertum aller Getauften, das in der Bitte um den Heiligen Geist immer wieder neu um Leitung und Führung im Gemeindeaufbau ersucht(Vgl. Ch.Möller, Geistliche Gemeindeleitung, Hessisches Pfarrerblatt 2004).

Deutlicher, klarer und anschaulicher kann kaum mehr zum Ausdruck bringen, worin meine Vorbehalte gegenüber Programmen, Plänen und Modellen im Gemeindeaufbau liegen, die alles zielorientiert in den Griff zu nehmen versuchen und dann eine hektische Betriebsamkeit auslösen, so dass Gott gar nicht mehr zum Zuge kommen kann.

Vielleicht ist das ja nicht die ganze Wahrheit über Modelle und Programme im Gemeindeaufbau, sondern nur ein Warnsignal, das wir sorgfältig beachten sollten, wenn nun gleich von Modellen im Gemeindeaufbau die Rede sein wird. Dabei mag uns die Frage jenes Diakoniestudenten aus H. als Schlüsselfrage begleiten, ob und wie Gott in jedem solcher Gemeindeaufbaumodelle zum Zuge kommen kann. Wird ihm vorgeschrieben, wie er zu wirken habe? Dann ist bei Petrus mal wieder der Macherwahn ausgebrochen, so dass er beim Bau der Gemeinde daran erinnert werden muss, was Jesus ihm als Sendungswort am Ende des Johannesevangeliums mitgibt: „Ich will dich führen, wohin du nicht willst!“ (Joh.21)

Prof. Dr. Christian Möller, Heidelberg